

Calderons letzte Liebe.

Historische Novelle von Moritz von Starkenbach.

(Fortsetzung.)

Frau Müller faltete tiefgerührt die Hände; in ihren Mienen sprach sich Hoffnung, Furcht, Stolz und Freude aus.

„Nicht ich kann hierauf antworten," sprach sie, „Florita muß selbst ihren Willen aussprechen."

„Mutter," erwiderte ruhig die Tochter, „hat mich der Vater nicht dazu erzogen, daß ich einst eine große Künstlerin werde? Hat er nicht oft gesagt, er wolle, daß ich mir durch mein Talent Ruhm erwerbe? Hat er mir nicht mehr Ruhm und Glück geweissagt, als ich je zu hoffen wage? Möge sein Wunsch, sein Wille erfüllt werden! Ja, liebe Mutter, ich will auf dem Theater singen!"

„Vivat Florita!" rief Calderon aus, „Ihr sollt eine Rolle in meinem Orpheus haben, Ihr sollt Magdalena und alle Sängerinnen Italiens überstrahlen, ich bürge Euch dafür! Ich selbst will Euch vorstellen, ich selbst will Euer Debut einleiten. Morgen, ja heute noch sollt Ihr dieses Haus verlassen!"

„Heilige Mutter! träume ich denn?" flüsterte die arme Frau Müller, abwechselnd Calderon und ihre Tochter anschauend. „Aber Sennor, wie sollen wir vor der Welt erscheinen? Wie uns vorstellen? Wir sehen gar so ärmlich aus!"

„Ich habe bereits gesagt, daß ich das alles auf mich nehme; Ihr sollt Kleider, Möbel, Geld haben . . ."

„Heiligste Jungfrau!" unterbrach ihn die Frau, „wer wird uns dies alles geben."

„Das Talent Eurer Tochter, und ich will Euch herzlich gern einen Vorschuß darauf zahlen."

Florita hörte nicht mehr; sie schritt langsam rund um das Gemach herum, als wollte sie allem Elende darin Lebewohl sagen. Das Kind war sich seines Talentes bewußt und hatte eine Ahnung seiner künftigen Größe.

„Mutter," sagte sie, zu dem Flügel zurückkehrend, auf den sie sich mit einer Art melancholischer Freude stützte, „Mutter, lassen wir alles hier zurück bis auf dies Instrument; aber dies wollen wir nicht verkaufen und böte man uns auch hunderttausend Realen dafür."

Das Schloß in Frauenfeld. Aufn. von Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich. (Mit Text.)

3.

Einen Monat später wogte eine ungeheure Menschenmenge im Theater de la Cruz. Florita Müller debutierte in dem neuen Stücke Calderons. Hof und Stadt hatte sich versammelt, um die junge Rivalin der berühmten Maddelene zu sehen. Das Publikum war in zwei Parteien geteilt; die eine, leidenschaftliche Bewunderer der italienischen Sängerin, zuckte mitleidig die Achseln über das Kind, welches den Kampf gegen ein so unerreichbares Talent wagen wollte; die andere flehte zum Himmel, ein guter Erfolg möge das Unternehmen des Schützlings Calderons krönen.

Wohl die meisten wünschten den Sieg der Spanierin, was doch Florita Müller, trotz ihres deutschen Namens, war, der Nationalstolz sprach zu Gunsten Floritas.

Der weite Saal, der diese trotz der Parteischattierung nur von einem Gefühle, dem der Neugier, beseelte Menschenmenge faßte, war zwar schlecht beleuchtet; aber es gab so viel reiche Toiletten, so viele Juwelen, so viele Blumensträuße darin, daß diese lebhaften Farben, dieser Goldschmuck, diese Edelsteine die Zuschauer mit ihrem Lichtreflex bestrahlten.

Das Orchester war schon bereit, und hinter dem Vorhange hörte man ein Geräusch, ähnlich dem im Saal, als hätte sich die Hälfte des Publikums der Bühne bemächtigt. In der That hatte die Elite der Zuschauer, die privilegierten Theaterliebhaber, die Bänke, welche vor den Coulissen standen, bereits eingenommen.

Endlich ging der Vorhang auf, und alsbald trat das tiefste Stillschweigen ein. Die Scene war schwach von einigen Wachskerzen beleuchtet, im Hintergrunde stellten große, grau bemalte Kartons die thrakischen Felsen vor, und einige Bäume aus grünem Papier, welche aus den Coulissen hervorblickten, vertraten die Stelle eines Waldes. Dies war der ganze Dekorationsluxus damaliger Zeit, dies der ganze Aufwand, den man machte, um ein Stück des großen Calderon in Scene zu setzen.

Aller Augen wandten sich nach der leeren Bühne; das Orchester spielte die ersten Takte der Ouverture — man horchte und blickte mit gespanntester, erwartungsvollster Aufmerksamkeit um sich. Florita, welche zuerst auftreten sollte, stand noch hinter den Coulissen zwischen ihrer

Mutter und Calderon. Kein Wort wurde in dieser von allen übrigen Schauspielern abgesonderten Gruppe gewechselt, das Mädchen war bleich selbst unter ihrer Schminke, sonst aber verriet nichts ihre Aufregung. Ihr Blick war fest auf die Bühne geheftet, die Hände preßte sie an den Busen, wie um dem Klopfen ihres Herzens Ruhe zu gebieten. Sie war schön in diesem Augenblicke — in ihrem weißen Atlaskleide, in welches grüne Blätter gestickt waren, mit ihrem rosenumkränzten Haupte, von dem die Haare weit herabwallten, war sie ganz die schüchterne Eurydice, die bleiche Nymphe, welche die Liebe ihres Gatten der Unterwelt entreißen sollte.

Ein lärmendes Crescendo verkündete, daß die Ouverture bald zu Ende sein werde. Calderon faßte Floritas Hand und sagte mit bebender Stimme: „Der Augenblick ist da!"

Florita bebte leise und blickte ängstlich vor sich, wie wenn ein Abgrund sich ihr zu Füßen eröffnet hätte.

„Ach," flüsterte sie mutlos, „wie bang ist mir!"

„Florita, meine teure Florita!" rief Calderon, „fasset Mut, ich flehe Euch an! Seid Ihr Eures Talentes, Eurer Triumphe nicht gewiß? Gedenket der Zukunft, die sich Euch erschließt! Gedenket des Ruhmes, des Glückes, dessen Schwelle Ihr nun überschreiten sollt!"

Das Mädchen fuhr sich mit der Hand über die Stirne, auf welcher kalter Angstschweiß stand, und seufzte tief auf.

„Wohlan! Um des Glückes, um des Ruhmes willen!" wiederholte Calderon.

„Um meiner armen Mutter willen!" sagte Florita tief bewegt, warf dieser einen Blick zu und betrat die Bühne.

Die Mutter, ebenso bleich, ebenso bebend, wie die Tochter, lehnte sich an Calderons Arm; ihre Kniee knickten ein, sie wollte schauen, sie wollte horchen, aber ein Schleier lag auf ihren Augen, eine schwere, dumpfe Aufregung bemächtigte sich ihrer, ein schmerzhaftes Sausen hallte in ihren Ohren — ihr war's, als müßte sie sterben. Calderon horchte voll Besorgnis, den Blick fest auf Florita geheftet — auch er war nicht frei von Angst. Aber diese Ungewißheit, diese Befürchtungen dauerten nur wenige Sekunden. Florita sang — das Publikum hielt den Atem zurück — doch bald begrüßte ein Beifallsdonner, wie man ihn noch nie auf dem Theater de la Cruz gehört und erlebt, die Morgenröte dieses erhabenen Talentes. Die erste Probe reichte hin, ihr Glück zu entscheiden! Magdalena war völlig besiegt. Einen Augenblick später kam Florita in die Coulissen zurück — und sank in die Arme ihrer Mutter.

„Ach Mutter," flüsterte sie, „ich glaubte, ich müßte sterben!"

„Viva la Florita!" rief Calderon begeistert und küßte ihre Hand; „das ist das glänzendste Debut, das ich je gesehen!"

Die jungen Caballeros, welche auf den Bänken zur Seite der Bühne saßen, traten hervor, um die junge Sängerin zu beglückwünschen, welche ganz gerührt und lächelnd mit unschuldiger Freude diese ersten Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, empfing.

„Sennores!" rief Calderon triumphierend, „jetzt können wir doch sagen, daß die erste Sängerin der Welt eine Spanierin ist!"

Diese Oper „Orpheus" endete unter einer Unzahl von Beweisen des Enthusiasmus; das Publikum rief unter fast wahnsinnigem Applaus den Dichter, den Kompositeur und die Sängerin. Eines solchen entschiedenen Triumphes entsannen sich selbst die ältesten Besucher des Theaters nicht.

Von diesem Tage an sang, ganz wie es Calderon vorhergesehen hatte, die italienische Truppe vor leeren Bänken, und bald kam die stolze Magdalena demütig zu dem Verfasser des Orpheus mit der Bitte um eine Rolle, welche ihr dieser jedoch — nicht einmal versprach. Die arme Frau Müller und ihre Tochter, die so lange im Elende geschmachtet, so lange alle Entbehrungen, welche die äußerste Armut auferlegt, erduldet hatten, wußten sich anfangs in diesem unerhörten Glückswechsel gar nicht zurechtzufinden. Sie waren nun reich, überschüttet mit allen Freuden, welche ein großer Erfolg zu gewähren vermag, aber ihr Glück verblendete sie nicht. Frau Müller war immer noch die einfache, würdige Frau, welche mit so vielem Mute, so vieler Kraft die langjährigen Leiden erduldet, und Florita war noch immer die gehorsame Tochter, die treu alle Pflichten erfüllte, noch immer das treffliche Mädchen, welches die Kunst aus Liebe, nicht aus Interesse trieb.

An den Tagen, an welchen Florita sang, wurden vor den Thoren des Theaters förmliche Schlachten geliefert; jeden Akt schloß irgend eine Huldigung, und nach der Schlußscene des Stückes fiel ein Regen von Blumensträußen zu ihren Füßen und überhallte Beifallsdonner die Finale. Gerührt, zitternd vor Freude verbeugte sich dann Florita vor diesem begeisterten Publikum, dankte ihm mit einem holdseligen Blicke, und wenn der Vorhang gefallen war, kehrte sie zu ihrer Mutter zurück, welche stolz, glücklich, die Augen voll Thränen, ihr sagte: „Wie trefflich Du heute wieder gesungen hast, wie stürmisch man Dir applaudierte!"

Es war ein schönes, ruhiges Leben. Die Tage verflossen schnell mitten unter Triumphen, welche selbst der Neid zugestehen mußte. Floritas Geist und Manieren zeichneten sich durch eine angeborene Eleganz aus; sie liebte aus einer Art Instinkt alles, was von Reichtum und gutem Geschmacke zeugte und fand sich daher sehr bald in ihre neue Lage. Oft jedoch, wenn sie all diese Pracht, all diese Herrlichkeit betrachtete, gedachte sie ihres früheren Elends; sie verglich ihre schönen Gemächer auf der Plaza-Mayor mit dem traurigen Häuschen auf der Straße Mira-al-Sol. Oft, wenn sie vor dem Flügel, welcher die Ehrenstelle in ihrem Salon einnahm, saß, sagte sie seufzend zu ihrer Mutter: „Ach, wenn mein armer Vater noch lebte!"

„Gott gewährt den Menschen auf dieser Welt nie so viel Glück auf einmal," antwortete ihr die Mutter ergebungsvoll.

Nach den ersten glänzenden Erfolgen Floritas hatten alle jungen Sennores vom Hofe sich bei ihr vorstellen lassen wollen, alle großen Damen hatten sie eingeladen, bei den brillanten Bällen, in welchen sich die vornehme Gesellschaft von ganz Madrid zusammenfand, zu singen — aber Frau Müller hatte alle diese Beweise der Bewunderung, alle diese Einladungen einer Welt, in welcher ihre Tochter zu leben nicht berufen war, ausgeschlagen; ihr mütterliches Gefühl, die Klugheit, erkannte sehr wohl die Gefahren, welche ihrer Tochter hier drohten, und lehrte sie, daß in der Lage, für welche sie die Vorsehung bestimmt, Florita nur der Kunst leben dürfe.

Die Ruhe, der gute Ruf Floritas erheischte es, daß sie zurückgezogen lebte — und Frau Müller setzte darum das abgeschiedene Leben, welches sie in der Armut geführt, auch im Glücke fort. Man sah die schöne Sängerin, von der ganz Madrid sprach, um die sich alles drängte, bloß dann außer dem Hause, wann sie in die Messe oder ins Theater ging.

Ein einziger Mann lebte auf vertrautem Fuße mit dieser Familie, nämlich Calderon de la Barca. Ihm waren die beiden Frauen alles schuldig, ihr dankbarer Sinn erinnerte sie tagtäglich daran, und so war es ganz natürlich, daß Calderon ihr Hausfreund und Ratgeber geworden. Oft sagte ihm Frau Müller: „Wenn ich einst tot bin, wird Florita nicht allein in der Welt stehen; ich weiß, daß ich ihr in Euch einen Beschützer, einen Freund, einen Vater hinterlasse!"

„Ja — einen zweiten Vater! Ich liebe sie, als — als wäre sie meine Tochter . . .," sagte dann tief aufatmend Calderon.

4.

Erst ein Jahr befand sich Florita beim Theater; aber ihr Talent war schon gereift, sie hatte schon die Höhen ihrer Kunst erreicht. Vom eigenen Genie wurde dieses Kind gelehrt, das Schreckliche und Pathetische aller Leidenschaften zu fassen; vom eigenen Instinkt wurde es gelehrt, in welche Saiten man greifen müsse, um den Widerhall des menschlichen Lebens zu erwecken. Florita drückte die Liebe, die Eifersucht mit einer Wahrheit aus, welche ein Echo in jedem Herzen fand, ohne daß sie selbst noch die Gefühle kannte, die sie so treu darstellte: sie hatte ja noch nie geliebt. Eingeflößt hatte sie jedoch schon vielen dies brennende, sehnsüchtige Verlangen, welches man Liebe nennt; mehr als ein Caballero hatte ihr zarte Briefchen geschrieben — aber Frau Müller hatte diese duftenden Sendboten stets uneröffnet ins Feuer geworfen, mehr als ein galanter Sennor hatte ihr Serenaden gebracht, aber Florita hörte sie nicht, denn die Fenster des Zimmers, in welchem sie mit ihrer Mutter schlief, gingen nicht gegen die Gasse.

Indes bemerkte unter den zahlreichen Anbetern, welche sich um sie drängten, aber stets nur in bescheidener Entfernung bleiben mußten, Florita dennoch einen. Es war dies ein Mann, den sie jeden Tag traf, wenn sie ausging — ein Mann, welcher — der einzige vielleicht — ihr nie eines jener Schmeichelworte gesagt hatte, von denen die anderen überströmten. Seinen Platz im Theater hatte er gewöhnlich auf einer der Bänke an der Bühne, dort saß er unbeweglich, in gespanntester Aufmerksamkeit und verriet seinen Beifall höchstens durch ein Lächeln, oder eine stumme Gebärde; er war jung, elegant, schön, aber in seiner Physiognomie lag ein Ernst und Adel, welcher seltsam mit der Feinheit seiner Gesichtszüge und mit der fast weiblichen Anmut seines ganzen Wesens kontrastierte; seine Haare, die er nach der damaligen Mode sehr lang trug, waren hellblond, ihre Goldlocken fielen auf einen Nacken, der einem Apollo zur Ehre gereicht hätte; ein reizender brauner Schnurrbart wand sich — ebenfalls nach der Mode der damaligen Zeit — in einer langen Spitze steifgewichst seine rosigen Wangen hinan, und nur seine dichten, oft zusammengezogenen Brauen dämpften den sanften Ausdruck seiner blauen Augen.

Florita sah diesen Kavalier, der mit niemanden sprach, den niemand zu kennen schien, immer auf demselben Platze, und diese stummen Beweise der Bewunderung rührten ihr Herz mehr als der wahnwitzige Applaus, mit welchem die anderen ihren jungen Ruhm begrüßten. Wenn sie die Bühne betrat, suchten ihre Augen ihn, und wenn sie ihn gefunden hatte, fühlte sie im Tiefinnersten ihrer Seele eine namenlose Sehnsucht, dann war sie groß in ihren

Leidenschaften, in ihren Gefühlen, dann verschleierten wirklich die im Libretto vorgeschriebenen Thränen ihre Blicke. Wenn Sträuße, Kränze, Gedichte zu ihren Füßen flogen, wandte sie sich mit einer unwillkürlichen Bewegung triumphierender Freude zu ihm und harrte eines Blickes, eines Lächelns von ihm. Dies währte einige Zeit, dann fühlte Florita plötzlich eine geheime Ungeduld, eine Unruhe, eine Bangigkeit, welche sie nicht zu überwinden vermochte. In dem großen weiten Saale, unter den Augen einer Menge, von der sie angebetet wurde, verlangte sie nur nach der Bewunderung dieses Mannes. Ward ihr diese? Sie wußte es nicht. Für ein Wort aus seinem Munde hätte sie alle ihre Triumphe hingegeben, und dieses Wort, er hatte es nie noch gesprochen. Und doch wohnte er diesen Dramen, welche das gesamte Publikum aufregten, allen diesen enthusiastischen Beifallsstürmen bei, immer mit demselben ruhigen Ernste, immer mit demselben Zeichen stiller Zufriedenheit. Floritas Geist beschäftigte sich fortwährend mit ihm, lebte immer in diesem seltsamen Gefühle, ohne daß jemand es ahnte, ohne daß sie selbst es verstand; sie verlor sich in Vermutungen über diesen Mann, dessen Namen sie nicht einmal wußte! Sie trug ein heißes Verlangen, etwas über ihn zu erfahren, und doch that sie nie eine Frage nach ihm, sagte nie ein Wort, welches auch nur gezeigt hätte, daß sie diesen Mann bemerkt habe. Die Mutter hatte keine Ahnung von dem, was in dem Herzen ihrer Tochter vorging.

Eines Abends trat Florita wieder als Eurydice auf, in derselben Rolle also, in welcher sie — gerade ein Jahr zuvor — debütiert hatte, und das Publikum, welches scharenweise zu diesem Jahresfeste strömte, begrüßte sie mit endlosen Beifallsrufen. Am Schlusse der Vorstellung rief man die junge Sängerin heraus, ein Regen von Blumen stürzte zu ihren Füßen, die Wände des Saales erbebten bei der dreifachen Beifallssalve, sämtliche Zuschauer erhoben sich wie ein Mann von ihren Sitzen und klatschten in die Hände. Florita verbeugte sich, bleich, befangen, ihr Herz schlug vor Dankgefühl und Freude, dann blickte sie empor und sah zwei Schritte vor sich diesen Unbekannten. Er hielt seine Hand auf der Brust und verbeugte sich vor ihr, wie sie sich vor dem Publikum verbeugt hatte, mit demselben Blicke voll Rührung und Wonne. Florita zitterte; als sie ihn in dieser Stellung gewahrte, senkte sie ihr Auge zu Boden und stand da, alles was sie umgab, vergessend — nicht wissend, wo sie war und was um sie geschah. Glücklicherweise bemerkte der Schauspieler, der ihre Hand hielt, daß sie erblaßte und führte sie schnell hinter die Coulissen zurück, wo Calderon und ihre Mutter sie erwarteten.

„Ach, welch ein schöner Tag, meine Florita!" rief Frau Müller mit Freudenthränen in den Augen.

„Jawohl, ja, Mutter!" erwiderte das Mädchen, furchtsam die Augen aufschlagend. Der, den ihre Blicke suchten, stand noch auf der Bühne, er lehnte sich an einen Pfeiler, sein Auge ließ nicht ab von Florita. Diese stützte sich auf Calderons Arm und fragte ihn unter gewaltigem Herzklopfen: „Don Pedro, kennt Ihr wohl den Herrn, der da vor Euch steht? Den, der das schwarzseidene Wams und den Smaragdenknopf am Hute trägt?"

„Es ist ein Franzose," erwiderte Calderon zerstreut, „ich glaube, er heißt Marquis de Ribiers."

„Ah, er ist also ein Fremder?"

„Ja, ein großer Herr, welcher reist, um die schöne Welt aller Länder kennen zu lernen. Da ist er denn nun auch seit einiger Zeit in Madrid."

„Und nur auf kurze Zeit?" fiel Florita ein, deren Herz zu schlagen aufhörte und die mit schrecklicher Bangigkeit auf Calderons Antwort harrte. Calderon aber hatte die Frage überhört und erwiderte nichts.

„Komm, meine Tochter," rief Frau Müller besorgt, „dieser Abend hat Dich ermüdet; Himmel, wie sind Deine Hände so eiskalt und wie zitterst Du! Komm, gehen wir nach Hause!"

Diese Nacht schlief Florita nicht; sie weinte bis zum Morgen und wiederholte sich leise immer die Worte: „Marquis de Ribiers, ein Fremder, ein großer Herr! ... Er wird abreisen, vielleicht bald, vielleicht morgen! — Ach, mein Gott! Warum ist er nach Madrid gekommen? ... Warum habe ich ihn gesehen? ... Aber warum bin ich so traurig, warum fühle ich mich so unglücklich? Liegt mir daran, ob er geht, ob er bleibt? ... Er hat mich ja nie angesehen! Heute geschah's wohl nur durch Zufall! ... Ach, es ist sehr thöricht von mir, immer, immer und immer nur an ihn zu denken ..."

5.

Floritas Ruhm war festbegründet; nur eines fehlte ihr noch: sie hatte noch nicht die Ehre gehabt, auf dem Hoftheater, vor dem Könige, zu singen. Die Königin war von einer langen Krankheit genesen, und der Herzog von Olivarez, welcher ein Meister im Arrangieren großer Festlichkeiten war, schlug vor, dieses glückliche Ereignis durch ein neues, prachtvolles Schauspiel in den königlichen Gärten von Buen Retiro zu feiern.

Was von dem Palaste Buen Retiro noch übrig, ist nur ein Schatten der ehemaligen Herrlichkeit und Pracht. Ein weiter Park umgab die von Karl V. und seinen Nachfolgern erbauten Gebäude, und zwischen den schattigen Gebüschen, den eleganten Blumenbeeten, den grünen Wiesenteppichen glänzte wie ein ungeheurer Spiegel ein künstlicher See, auf welchem eine kleine Flottille tagtäglich die Königin und ihren Hofstaat herumführte, und dessen klare Fluten Weidenbüsche und schlanke Pappeln benetzten, auf welchen Nachtigallen die ganze Nacht hindurch schlugen. Auf diesem See wollte der Herzog ein neues Schauspiel geben, ein prächtige nautische Produktion. Calderon, von dem man wußte, daß er binnen vierundzwanzig Stunden ein neues Stück schreiben könne, wurde ersucht, eines zu diesem Behufe zu dichten. Die Wahl des Stoffes wurde ihm überlassen. Er wählte die Eroberung des goldenen Vließes durch die Argonauten. Florita sollte die Medea geben.

Vierzehn Tage später, am Abende des St. Johannisfestes, war der ganze spanische Hof im Garten von Buen Retiro versammelt. Ein weiter Saal war am Gestade des Sees errichtet worden, das Podium des improvisierten Theaters ruhte auf Kähnen, welche am Ufer angebunden waren, dahinter zeigte sich ein Gebüsch, dessen Wurzeln das Meer bespülte, und wenn der hintere Vorhang aufgezogen wurde, sah man die dunkle, bewegte Flut an den Fuß der Felsen anschlagen. Es war ein großartiges Schauspiel. Auf einer Seite der glänzende Saal mit seinen Krystallen, seinen Lichtstrahlen, seinen langen, rohen Draperien, und mitten darin ein Thron, auf welchem die Wappen von Kastilien lagen. Der König saß schwarz gekleidet auf einem mit goldenen langen Fransen und Tressen besetzten Lehnstuhle, ihm zur Seite die Königin, in einer langen blauen Robe, ihr schönes blondes Haar an der Stirne durch Rubinnadeln festgehalten, ihre zarten Händchen gefaltet unter reichen Spitzenärmeln, welche von ihren Armen weit herabhingen. Zu beiden Seiten des Thrones saßen die Granden von Spanien mit ihren Gemahlinnen nach ihrer Rangordnung, tiefer unten die übrigen Hofbeamten. Diesem hellfunkelnden Saale gegenüber lag die nur halberleuchtete Bühne, in den Gebüschen stöhnte der Nachtwind, jenseits derselben wogte die finstere Flut und den Himmel verschleierten Wolken. Gewiß eine prachtvolle Dekoration!

Der Vorhang ging auf. Florita betrat die Bühne, in Purpur gekleidet, die Stirne mit einer Doppelbinde geschmückt: es war Medea, welche, von ihren Gefährten begleitet, an den Gestaden von Colchis umherirrte. Die gefürchtete Zauberin bereitete ihre Zaubermittel, indem sie dabei die Unterweltsmächte anrief. Florita kam zitternd, ihre Augen senkten sich verwirrt vor dieser vornehmen Versammlung; sie stand nicht vor ihrem gewöhnlichen Publikum, vor dem Publikum, von welchem sie sich geliebt wußte, darum ergriff eine eisige Furcht ihr Herz. Es schien ihr, als verließe sie ihr Genie, ihre Schöpfungs- und Gestaltungskraft; doch als ihr Blick auf das Orchester fiel, als sie kaum zehn Schritte vor sich den Marquis de Ribiers gewahrte, da fühlte sie ihre ganze Kraft zurückkehren, und edler, schöner, gewaltiger als je begann sie ihren Anruf an die Götter der Unterwelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaufmann von Kasan.

Historische Erzählung von Arthur Eugen Simson.

Ueber der alten Zarenstadt Moskau lag ein milder Frühlingstag. Die Sonne hatte die Schneegefilde besiegt und die starre Eisdecke von den Flüssen hinweggehaucht; überall sproßte junges Leben; die Bäume hatten sich in frisches Grün gekleidet, und die klare, durchsichtige Luft gewährte einen angenehmen Fernblick über das wellenartige Hügelland.

Damals — es war im Jahre 1671 — hatte Moskau noch nicht die Ausdehnung, welche es angenommen, seitdem es wieder aus der Asche jenes gewaltigen Flammenmeeres erstanden ist, welches der Eroberungssucht Napoleons I. ein Ziel setzte. Die größte Zahl der Gebäude bestand aus hölzernen Häusern, und wo jetzt lebhafte Handelsstraßen dahinführen, waren entweder Felder und Gärten, oder Park- und Promenadenwege, auf welchen bei angenehmer Witterung eine bunte Menge Spaziergänger lustwandelte.

In einer fast gar nicht besuchten Seitenallee einer der öffentlichen Gärten schritten lange zwei Männer auf und nieder. Nach ihrer Kleidung zu schließen, gehörten sie den aristokratischen Kreisen an, und namentlich deuteten die Ehrfurchtsbezeugungen, welches dem einen von seinem Begleiter zu teil wurden, auf eine ganz besonders hervorragende Stellung desselben. Sie schienen vieles und sehr Vertrauliches miteinander zu verhandeln, denn von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um sich zu überzeugen, ob nicht ein unberufener Lauscher in ihrer Nähe sei, der versteckt hinter den Bosketts sich in die Geheimnisse ihrer Unterredung einschleiche; dann

setzten sie langsam ihren Weg wieder fort und nur zuweilen begleiteten einige lebhaftere Gebärden das leise geführte Gespräch. Endlich, als sie da angekommen waren, wo ihr einsamer Weg in die reger besuchten Promenaden ausmündete, blieben sie noch einmal stehen, und indem der eine seinem Begleiter freundschaftlichst die Hand reichte, sagte er mit herzlichem Tone: „Bewahre sorgfältig in Deiner Brust, was ich Dir vertraut, mein teurer Artimon; ich glaube, dieselben edlen Gesinnungen heute nach vielen Jahren noch in Dir wiedergefunden zu haben, die ich schon ehemals an dem Jüngling, an dem Freunde meiner Jugend so hoch ehrte und schätzte. Morgen um ein Uhr erwarte, wie verabredet, Deinen alten Freund; aber," setzte er lächelnd hinzu, „vergiß nicht, daß es der Kaufmann von Kasan und kein andrer ist!"

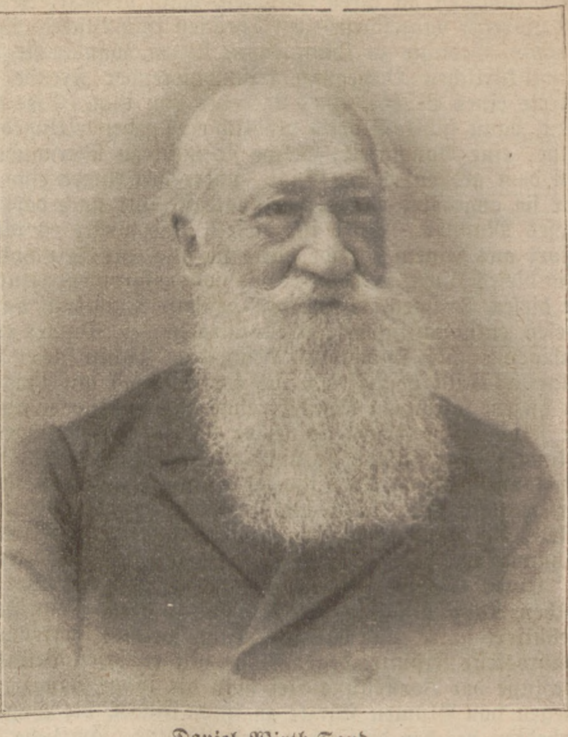
„Von Herzen willkommen sei mir der Gast!" antwortete jener mit einer Verbeugung, und dann trennten sich die Freunde.

Artimon von Matwejeff, der zwar einem alten, vornehmen Geschlechte Rußlands angehörte, lebte damals fern von den Freuden der Welt, aber desto glücklicher im kleinen Kreise seiner Familie, welche, da seine Söhne bereits nicht mehr im väterlichen Hause waren, nur aus seiner treuen Gattin und einer jungen Verwandten, der Tochter seines Schwagers bestand, und an beiden hing er mit ganzem Herzen; während er in jener die tugendhafte Lebensgefährtin liebte und ehrte, behütete er in dieser, gleich, als sei sie sein eigenes Kind, sein kostbares Kleinod, eine edle, reine Mädchenseele, eine Zierde ihres Geschlechts, die er mit Sorgfalt erzogen und deren künftiges Lebensglück ihm am Herzen lag.

Bei dem zurückgezogenen Leben, welches der Herr von Matwejeff nebst den Seinigen führte, war selbst schon ein Tischgast ein kleines Familienereignis; als er daher von seinem Spaziergang heimgekehrt mit freudigem Antlitz den für morgen bevorstehenden Besuch ankündigte, war es natürlich, daß er mit Fragen aller Art bestürmt wurde.

„Ich bitte Dich, geliebte Anna," sagte Artimon, „erweise unserem Gast alle mögliche Aufmerksamkeit; er ist mir ein lieber, werter Jugendfreund, ein Freund, welchen ich nächst euch, den teuren Meinigen, mehr verehre, achte und liebe, als jeden andern Sterblichen."

„Aber so sage doch," fragte Frau Anna weiter, „wer ist er denn eigentlich? Du hast, glaube ich, noch niemals von ihm gesprochen, und doch stellst Du ihn so hoch."



Daniel Wirth-Sand,
Präsident der Vereinigten Schweizerbahnen. (Mit Text.)

„Es ist ja lange, lange her," entgegnete Matwejeff; „als wir uns kennen lernten, waren wir beide noch Kinder; wir wuchsen aufnebeneinander in der innigsten Freundschaft; zu Jünglingen herangereift, trennten uns bald die Verhältnisse, und während ich hier zu Moskau meinen häuslichen Herd gründete, war er bereits in weiter Ferne, und wir Freunde haben uns seitdem nicht wiedergesehen. Er hat sich," fuhr er zögernd fort, „in Kasan niedergelassen und betreibt dort als Saffianhändler ein umfangreiches Geschäft, welches ihn jetzt auf einige Zeit hierhergeführt hat."

Pünktlich, um ein Uhr trat am nächsten Tage der erwartete Freund in Matwejeffs Wohnung ein. Er war, schon in den reiferen Lebensjahren stehend, eine angenehme Erscheinung, die würdigen Ernst mit Milde und Freundlichkeit trefflich zu verschmelzen verstand, und in allen seinen Bewegungen lag jene feine Eleganz, welche gerade durch ihre Ungezwungenheit so angenehm berührt. Er trug nach der Sitte damaliger Zeit einen schönen Kaftan von hellbrauner Farbe, welcher über den Hüften von einem aus purpurroter Seide gewirkten breiten Gürtel zusammengehalten wurde; die weiten Beinkleider von feinem indischen, hellgelben Stoff, steckten in den kleinen, zierlichen Stiefelchen von dunkelrotem Saffian; am Gürtel hing ein prächtiger Säbel mit massiv silbernem Griff, und vorn an der Brust befand sich eine Tasche von Seeotterfell mit edlem Pelz besetzt, wie sie die reichen Kaufleute auf der Reise gewöhnlich bei sich führten, um Geld, Wechsel und andere Wertgegenstände darin zu verwahren. Plaudernd verweilten die beiden Freunde erst einige Zeit in dem Wohnzimmer Matwejeffs, und mit sichtlichem Wohlgefallen überflog der Blick des Gastes die häuslichen Einrichtungen, welche zwar nirgends Ueberfluß zeigten, jedoch überall Wohlstand und Gediegenheit bekundeten, dann begab man sich in den nach dem Garten zu im Erdgeschoß gelegenen Speisesaal, wo die Hausfrau nach alter biederer Sitte den Fremden bewillkommnete. Doch kaum hatte der Eingeführte die Begrüßung mit einigen verbindlichen Worten erwidert, als er plötzlich wie verzaubert und fast sprachlos stehen blieb; sein Blick war auf die liebliche Erscheinung Nataliens, auf die Nichte Matwejeffs, gefallen, welche bescheiden im Hintergrunde des Zimmers stand und mit Aufmerksamkeit die Vorrichtungen zum Mittagsmahle zu prüfen schien. Die wunderbare Schönheit des achtzehnjährigen Mädchens hatte eine um so mächtigere Wirkung auf ihn hervorgebracht, als Natalie in ihrer kindlichen Unbefangenheit selbst keine Ahnung davon zu haben schien, welchen Eindruck ihr Anblick auf das Herz des Fremden gemacht hatte. Zwar suchte der Fremde möglichst rasch sich wieder zu sammeln, oder doch wenigstens seine Ueberraschung zu verbergen, aber dennoch vermochte er seine nächsten Worte nur flüsternd und mit unsicherer Stimme zu sprechen.

„Ist dort jene Fee Dein Pflegekind, von dem Du mir erzählt?" fragte er flüsternd seinen Freund Artimon.

„So ist's," antwortete dieser, „Du hast den rechten Ausdruck gewählt, sie eine Fee zu nennen; sie ist die gütige Fee, welche segenspendend durch die Räume meines Hauses schreitet."

Das „End' der Welt" im Horbisthal bei Engelberg (Schweiz.) (Mit Text.)

„Nun begreife ich vollkommen den freudigen Stolz, mit dem Du mir gestern von ihr sprachst.“

Von fast noch unbekannten Gefühlen tief bewegt, sprach Matwejeffs Freund nur wenig bei der Mahlzeit; schüchtern schweiften von Zeit zu Zeit seine Blicke nach der holden Erscheinung, welche ihn mit so bezaubernder Macht zu sich hinzog. Nach beendigtem Mittagsmahl weilten die beiden Männer noch einige Zeit in Matwejeffs Wohnzimmer, dann verabschiedete sich der Kaufmann in der herzlichsten Weise und mit dem Versprechen, seine Besuche recht bald und recht oft zu wiederholen, ein Versprechen, welches er nur zu gern gab; war er doch gewiß, hier jenes engelgleiche Wesen wiederzusehen, welches von jetzt ab seine Gedanken unaufhörlich beschäftigte.



In guter Kost. Nach dem Gemälde von Adolf Eberle. (Mit Text.)
Nach einer Photographie von Gust. Schauer in Berlin.

Er eilte hinaus in die milde Frühlingsluft, die wohlthätig seine glühenden Wangen kühlte, und tief in sich versunken wandelte er wieder in der öden Allee auf und nieder, wo er gestern den Jugendfreund getroffen.

„In ihr habe ich das Ideal verkörpert gefunden, welches mir so lange vorgeschwebt, welches ich auf meinen Reisen durch das ganze weite Reich vergeblich suchte! Sie, nur sie!“ hauchte er vor sich hin, „Sie einzig soll das Glück des Lebens, Freud und Leid, allen Glanz und allen Reichtum mit mir teilen. Welch klarer Spiegel einer reinen, edeln Seele sind diese blauen Augen! Dieser unschuldvolle Blick sah noch nicht die Täuschungen der Welt, dieses reine Herz kennt noch nicht die Falschheit und List einer vergifteten Atmosphäre.“

Lange schon war die Sonne gesunken, nächtlicher Dämmer lag auf der Landschaft, und die Sterne blinkten ihren Frieden hernieder, da erst verließ der einsame Spaziergänger den stillen Promenadenweg.

Nataliens Herz war noch vollkommen frei, und so ließ sich das kindliche Gemüt die kleinen Huldigungen des liebenswürdigen, ge-

fühlvollen und verständigen, ihrem teuern Pflegevater so nahe befreundeten Fremden nicht nur gefallen, sondern sie fühlte sich auch, je fleißiger er seine Besuche wiederholte, immer mehr und mehr zu dem Manne von feiner Sitte und tiefer Bildung hingezogen. Er behandelte sie stets mit der größten Aufmerksamkeit, und sie erwiderte seine Huldigungen und Auszeichnungen mit naiver Unbefangenheit. Sie fühlte sich bald schon so wunderbar wohl in seiner Nähe, daß sie stets mit Sehnsucht seine Besuche erwartete und ängstlich und beunruhigt durch das Fenster blickte, wenn er einmal nicht pünktlich zur erwarteten Zeit eintrat. Wochenlang hatte der Kaufmann von Kasan seine Besuche im Hause Matwejeffs fortgesetzt; er wurde als unentbehrlicher Gast, ja mehr noch, fast als Familienglied betrachtet; mit innigster Freude bemerkte er, wie er sich täglich mehr der Neigung seiner angebeteten Natalie versichert halten durfte, und ein unzweifelhaftes Glück vor Augen, beschloß er, dem holden Mädchen sein Herz, seine heiligsten Gefühle zu erschließen. —

Die gewohnte Stunde war längst vorüber, an welcher der ersehnte Besuch regelmäßig erschien. Natalie war niedergeschlagen, und sinnend stand sie am Fenster, sinnend, warum wohl heute der Freund nicht erschienen; ihre blauen Augen schweiften melancholisch die Straße hinab, aus der er herzukommen pflegte, aber ihr Harren war vergeblich — der Erwartete kam nicht. Es war ein eigentümliches Gefühl, welches sich in ihr Herz einschlich; er hatte es ja versprochen, heute zu kommen, und doch — ach, wo blieb er nur? — wie preßte eine unheimliche Angst ihr Gemüt! wie schlug ihr Herz so bang, und doch mußte sie sich alle Mühe geben, all diese in ihr aufstürmenden Gefühle zurückzudrängen; denn eine ehrfurchtsvolle Scheu gebot ihr, auch den Ihrigen gegenüber die wahren Regungen des Herzens zu verbergen. Sie fühlte sich so beklommen, so unruhig; es fehlte ihr ja alles —, er, den sie wirklich liebte, und sie liebte zum ersten Male in ihrem Leben; die erste Thräne sehnender Liebe stahl sich in ihr Auge, und sie vermochte nicht, diese Thräne zurückzudrängen; sie perlte hinab über die frische blühende Wange, und ein Seufzer folgte ihr nach. Das Köpfchen in die Hand gestützt, war sie ganz versunken in ihre Gedanken und Gefühle, daß sie nicht die nahenden Tritte vor dem Zimmer gehört hatte; erschrocken fuhr sie zusammen, als plötzlich die Thür geöffnet wurde; aber hoch erfreut sprang sie empor, als begleitet von den Pflegeeltern der Langersehnte eintrat. Rasch suchte sie sich zu sammeln und die Spuren des Kummers zu verwischen; Strahlen der innigsten Freude glitten über ihr schönes Antlitz; ihr Mund lächelte wieder und ihr Herz schlug plötzlich nicht mehr so bang; — war er doch bei ihr! Und wie trat er heute so verklärten Auges ihr entgegen! So war er ihr noch nie erschienen. Was hatte das alles zu bedeuten? —

„Täusche ich mich nicht,“ sagte betroffen nach der ersten Begrüßung der eingetretene Gast, „so entdecke ich Spuren von Thränen in Euren schönen Augen; ich bitte, sprecht, holdes Kind, was ist es, das Euch Kummer verursacht, vertraut Euch dem Freunde an, der innig mit Euch fühlt und wo es irgend möglich ist, helfend zur Seite steht.“

„Ach, es ist nichts,“ entgegnete das junge Mädchen verlegen und zögernd, „es ist schon wieder vorüber. Ich fühlte mich vorhin mit einem Male so bang, so beklommen — ich weiß selbst nicht, wie es kam — unwillkürlich trat mir eine Thräne in das Auge. Aber es ist ja alles vorüber. Sehet, Herr, ich bin jetzt wieder ganz heiter,“ und lächelnd trat sie näher, ihn zum Sitzen einladend. In demselben Augenblick ließ er, wie aus Versehen, seinen Handschuh fallen, und als sie sich bückte, ihn aufzuheben, zog er unbemerkt eine Kette der herrlichsten, damals in hohem Werte stehenden, goldgelben Bernsteinperlen hervor, an der, in kostbare farbige Edelsteine gefaßt, das Bildnis des heiligen Andreas, des Schutzpatrons ihrer Familie, hing; rasch schlang er die Kette um ihren Hals, und gleichzeitig versuchte er, ihr einen Kuß auf die rosige Wange zu drücken. Doch ebenso rasch und geschickt entwand sie sich seinen Armen, und übergossen von einer dunklen Schamröte, in ihren Zügen den Ausdruck des Unwillens, sagte sie weinend und mit zitternder Stimme: „Geht, Herr, um solchen Preis mag ich Eure Geschenke nicht; ich habe Euch geachtet und verehrt als einen Mann von zartem Sinn und feiner Sitte; aber ein solches unschickliches Benehmen würde ich selbst von unserm angebeteten Herrn und Zaren nicht dulden.“

Erstaunt und fast beschämt stand er vor ihr mit bittendem Blick um Verzeihung, aber verletzt hatten ihn ihre verweisenden Worte nicht; sie waren ihm ein neuer Beweis ihrer Sittsamkeit und Tugend.

„Verzeiht, holdes Kind,“ sagte er, „verzeiht einem Fremden, der mit den Sitten der Residenz noch nicht vertraut ist.“

„So sei es,“ fügte Matwejeff erschrocken und ernst hinzu, „was von einem teuern Freunde unseres Hauses in unserer Gegenwart geschieht, kann nicht gegen Recht und Sitte sein und Dich daher auch nicht verletzen.“

Natalie trocknete lächelnd ihre Thränen; sie küßte die Stirn ihres geliebten Pflegevaters, und dem Kaufmann von Kasan reichte sie, wenn auch mit schüchtern abgewendetem Blick, die kleine zarte Hand zur Versöhnung.

„Und kennt Ihr denn den Zar, den Ihr so hoch verehrt?“ fragte mit unsicherer Stimme der Kaufmann, „habt Ihr ihn schon gesehen?“

„Nein, noch niemals,“ gab Natalie zur Antwort, „aber dennoch ist er von uns allen innigst geliebt. Ich werde nie die Worte meines guten Vaters vergessen, als er sagte: ‚Unter Alexis Michailowitsch ist das Volk glücklicher als jemals, es ist veredelt und verbessert worden.‘“

Noch an demselben Tage erklärte der Freund Matwejeffs dem holden Mädchen seine Liebe, und ein Blick von ihr sagte mehr als tausend Worte. Segnend legte Matwejeff der beiden Hände ineinander.

„Ich bin nur ein schlichter Kaufmann,“ sprach der glückliche Bräutigam, „aber unter dem Dache meines anspruchslosen Hauses können zwei Herzen von gleichem Schlage glücklich wohnen, und Friede und Freude sollen dort herrlich erblühen. Doch,“ fuhr er ernst und mit besorgter Miene fort, „mein Geschäft ruft mich nach Kasan zurück, und Monde werden vergehen, ehe ich zurückkehren und Dich heimführen kann. Wirst Du meiner gedenken?“

Sie reichte ihm schweigend die Hand. Am nächsten Tage war der Kaufmann aus Kasan abgereist.

* * *

Es war ehemals ein eigentümlicher Gebrauch am Hofe der Regenten Rußlands, daß ein Aufruf zu einer öffentlichen Brautschau ausgeschrieben wurde, sobald ein Zar oder Großfürst sich zu vermählen beabsichtigte. Mehrere Fürsten aus dem Hause Rurik und auch die ersten Romanoffs vermählten sich nach dieser alten Sitte, welche sich noch bis in das siebzehnte Jahrhundert erhalten hatte und welche wohl wesentlich für die auf den äußeren Glanz gerichteten Augen der Orientalen, weniger aber die stillen Neigungen des Gemütes berechnet zu sein schien, da es bei dieser Schau mehr auf die äußere Schönheit und Anmut der Erscheinung, als auf die Güte des Herzens, die Vorzüge des Geistes und die Uebereinstimmung der Seelen ankam. Nach einem zum Zwecke der Brautschau aufgenommenen Verzeichnis wurden die jungen Damen in Begleitung ihrer Angehörigen zu einem bestimmten Tage nach Moskau berufen, wo eine Reihe glänzender Festlichkeiten aufeinander folgte und wobei der fürstliche Heiratskandidat seine Wahl traf.

Als im Jahre 1669 die Zarewna Maria Illiinischna starb, war der Zar Alexis noch ein Mann in den blühendsten, kräftigsten Jahren. Um sowohl seinen verwaisten und noch jungen Kindern wieder eine Mutter zu geben, als auch seinem Sinn für eine glückliche Häuslichkeit zu genügen, sah er sich bald wieder nach einer zweiten Lebensgefährtin um, und bereits hatte sich sein Herz entschieden, als, nur um der altherkömmlichen Sitte zu entsprechen, der Tag der Brautschau ausgeschrieben wurde.

Tausende von Kerzen strahlten in dem prachtvollen Audienzsaale des Kreml ihr blendendes Licht; entzückende Musik ertönte durch die weiten Räume, und die seltensten Pflanzen und Tropengewächse im köstlichsten Blütenflor strömten süße, berauschende Düfte aus; aber der schönste Blumenflor war jener lebendige Kranz schwellender Knospen, lieblicher Rosen, welcher durch die Säle wogte und das Ganze in seinem märchenhaften Schimmer zum vollendeten Zauberschloß machte.

Vielleicht noch eine Stunde, und wie viele bittere Enttäuschungen, zertrümmerte Hoffnungen, vernichtete Pläne! denn von all den Hunderten konnte ja doch nur eine die Glückliche sein, deren stolze Träume sich verwirklichten. Aber wie viele zarte Hoffnungen hier auch keimen mochten, ein Herz schlug bang und besorgt in diesem glänzenden Kreise; eines der erschienenen Mädchen teilte nicht die Wünsche und das sehnsüchtige Verlangen der anderen: es war Natalie, die Tochter Matwejeffs, welche ängstlich und scheu im Hintergrunde stand und gleichsam Schutz und Schirm suchend sich hinter einer Gruppe üppiger Gewächse verborgen hielt, damit sie womöglich unbeachtet und unbesehen bleibe, wenn der Zar erschien.

Endlich gaben schmetternd die Trompeten das Zeichen, daß der Erwartete nahe; alles wogte und drängte, um einen vorteilhaften Platz zu erhaschen, und unwillkürlich wurde hierbei Natalie aus ihrem bescheidenen Hinterhalt hinweg in die offene Flut gerissen. Die Flügelthüren sprangen auf, tiefes Schweigen breitete sich über die Versammlung, und herein in männlicher Schönheit trat Zar Alexis, geschmückt mit allen Zeichen seiner Herrscherwürde; die linke Hand an das goldene, reich mit Diamanten und funkelnden anderen Edelsteinen besetzte Schwert gelegt, trat er, mit der Rechten mild und freundlich grüßend, in den Kreis der blühenden Schönheiten. Ruhig glitt sein Blick darüber hin, und majestätisch schritt er weiter; bereits hatte er fast den ganzen Saal durchmessen,

als er plötzlich seine Schritte hemmte; er stand dicht vor Natalie, die in diesem Augenblick zum ersten Male seit seinem Eintritt, wenn auch scheu und ängstlich, aber wie getrieben von einer magischen Gewalt, das Auge erhob; die Blicke trafen sich; dann schwanden ihre Sinne, und überwältigt von der Macht des Eindruckes sank sie ohnmächtig in ihren Sessel zurück; sie hatte ihn erkannt; er war — der Kaufmann von Kasan und der Zar in einer Person.

Sogleich gab Alexis das Zeichen, daß die Versammlung entlassen sei, und mit größter Sorgfalt bemühte er sich um die allmählich wieder Fassung gewinnende Geliebte. Am folgenden Tage verkündeten kaiserliche Herolde der Stadt Moskau, daß der Zar beschlossen habe, Natalie Kirilowna, Tochter des verstorbenen Bojaren Kirila Poliochtowitsch Narhskin, aus freier Wahl und gegenseitiger herzlicher Zuneigung zu seiner Gemahlin zu erwählen. Leider dauerte diese glückliche Ehe, welcher der Reformator Rußlands, der Schöpfer der Geschichte seines Reiches, Peter der Große entsproß, nur fünf Jahre. Ein allgeliebter Regent, ein geliebter Gatte und ein zärtlicher Vater, starb Kaiser Alexis schon im siebenundvierzigsten Jahre seines Lebens und im einunddreißigsten seiner milden Regierung, während Natalie Kirilowna noch die Freude genoß, die großen Schöpfungen ihres Sohnes zu sehen.

Wie einst der wilde, schwer zu zügelnde Knabe dem sanften Blick, dem freundlichen Wink der trefflichen Mutter folgte, so wurde dieselbe auch sein leitender Stern und die liebend vermittelnde Hand, wenn er später, der starke Mann und allgewaltige Beherrscher aller Reußen, in seinem rastlosen Drange zu reformieren, stürmisch die Schranken übersteigen wollte. Wie hoch Peter der Große seine treffliche Mutter ehrte, bezeichnen gewiß hinlänglich seine eigenen Worte, als er nach ihrem Tode ausrief: „Ich habe meinen guten Engel verloren!“

Ueberwinterung der Rosen.

Zwei Drittel aller Rosen gehen nur durch schlechte Ueberwinterung zu Grunde. Vor allen Dingen müssen sämtliche Blätter und Blütenknospen, soweit solche noch vorhanden sind, gänzlich entfernt werden, um das Faulen des Holzes zu verhüten. Namentlich bei besseren Theerosen muß ganz besonders darauf gesehen werden, daß alles entfernt wird, was irgend Veranlassung zu Fäulnis geben kann. Ein Beschneiden der Kronen darf nur da stattfinden, wo die Zweige gar zu lang sind. An normalen Kronen schneidet man nichts. Sind alle Kronen entblättert, so lege man dieselben flach auf den Boden, und befestige die Stämme mit sog. Rosenhaken, damit die Kronen gut flach aufliegen. Bei Theerosen sollte man ein Stückchen Brett auf den Boden legen, damit die Krone nicht direkt auf die Erde zu liegen komme. Ist die Witterung noch schön, so lasse man die Kronen unbedeckt, so lange wie möglich frei; tritt Frost ein, so bedecke man die Theerosenkronen ganz leicht mit Steinkohlenschlacke, welche vorher gesiebt sein muß, oder auch mit Sand, decke dann auf diesen Hügel ein paar alte Dachziegel oder Brettstückchen, und erst bei anhaltender Kälte Tannenreisig oder dergleichen.

Nach Eintritt milder Witterung sollte immer die obere Decke entfernt werden. Bei Hybrid-Remontrosen ist diese Vorsicht nicht nötig. Da legt man die Kronen einfach auf die Erde und deckt mit Erde zu, aber bei schneelosem Winter ist ein Ueberdecken mit irgend einem Deckmaterial unbedingt nötig. Vor allen Dingen muß darauf gesehen werden, daß keine Löcher gegraben und die Kronen hineingelegt werden, denn dort sammelt sich Wasser und im Frühjahre nimmt man schwarz gewordene Kronen aus dem Winterquartier. — Die Stämme sollen des Glatteises wegen mit etwas Stroh bis zur Krone umwickelt werden, um dieselben so vor dem Erfrieren zu schützen. Bei den niederen Rosen verfährt man gerade so, namentlich in Betreff der feineren Theerosen soll man sich ein bischen mehr Mühe nicht verdrießen lassen. Es muß unbedingt vermieden werden, daß dieselben direkt mit Laub oder Dünger gedeckt werden, sondern immer erst mit einem der angegebenen Deckmittel in Hügelform. Die Hauptsache ist, daß Wasser möglichst von den Kronen abgehalten wird, denn der Frost macht viel weniger Schaden wie die Nässe. Bei undurchlässigem Boden sollte immer dafür gesorgt werden, daß das Wasser möglichst schnell abgeleitet wird. Zu dem Zwecke ist es gut, wenn kleine Gräben gezogen werden, um das Schneewasser möglichst schnell zu entfernen.



Puppenkleidchen in Häkelarbeit.

Das allerliebste Kleidchen ist aus crême- und feuerrotem Häkelgarn Nr. 30 hergestellt; man beginnt in der hinteren Mitte des Leibchens, welches im russischen Häkelstich gearbeitet ist (die f. M. sind stets in das hintere Maschenglied vor. R. zu stechen.) Auf einem Anschlag von 15 M. arbeitet man, mit crême Garn, hin- und zurückgehend 4 Reihen = 2 Rippen), nun folgen 2, nur 8 M. hohe R. (= 1 Rippe) als Keil, dann 4 Reihen = 2 Rippen) über die ganze Höhe, 3 einfache Reihen, 11 M. hoch, 16 Lftm., welche Armloch und Achsel bilden, 1 f. M. in die oberste M. der letzten Rippe von 15 M.; rückwärts gehend arbeitet man 1 einfache R. von 27 f. M. bis zum unteren Rand des Leibchens, 2 R. 8 M. hoch, 4 R. je 15 M. hoch; in umgekehrter Folge sind sämtliche R. zur 2. Hälfte des Leibchens zu wiederh. M. crême Garn arbeitet man am unteren Rand in jede Rippe 1 St., gefolgt von je 2 Lftm. (im Ganzen 20 St.). Nun beginnt d. Röckchen: 1te Tour: 3 f. M. in jedes 2te St., gefolgt von 5 f. M. Wenden. 2te T. rot: in jede mittelste der 3 f. M. vor. T. 3 f. M., 3 f. M. auf die 3 folg. M., 1 M. vor. Tour übergehen, 3 f. M. fortl. wiederh. Nach jeder T. wendet man die Arbeit und häkelt abwechselnd mit crême und rotem Garn noch 15 T. wie die 2te. Eine T. Picots (von crême Garn) bildet den unteren Rand des Röckchens. — Das Leibchen näht man bis auf 10 M. zusammen, umgiebt dasselbe und die Armlöcher rings dicht mit f. M. von rotem Garn und mit 1 R. Picots von crêmefarbenem. Eine gehäkelte Schnur, durch die Picotsreihe gezogen, und Quästchen schmücken den Halsausschnitt des Kleidchens.





Das Schloß in Frauenfeld. Wohl eines der merkwürdigsten Baudenkmäler der mittelalterlichen Baukunst besitzt die Metropole des Kantons Thurgau, das freundliche Frauenfeld, in ihrem Schloßturm. Aelter als die ersten Anfänge der Stadt, ist dessen Entstehung in das Kleid der Sage gehüllt. Nach dieser verliebte sich ein Ritter von Seen ohne Wissen des Vaters seiner Geliebten in eine Grafentochter von Kyburg. Dem Zorn ihres Vaters, dem das Liebesverhältnis verraten wurde, entfliehend, stellte sich die liebreizende Jungfrau unter den Schutz des Abtes von Reichenau, mit dessen Hilfe sie für sich und ihren Geliebten den festen Turm bauen ließ. Aus dieser Sage läßt sich vielleicht das Stadtwappen Frauenfelds herleiten, das einen aufrechten roten Löwen, welcher von einer Frau an einer Kette gehalten wird, enthält. Wahrscheinlicher klingt die Gründungsgeschichte des Turmes, wie sie Dr. Pupikofer in seiner Geschichte der Stadt Frauenfeld darstellt. Nach dieser wäre der Turm auch vom Abt von Reichenau, dessen Stift in Italien viele Lehen besaß, durch einen italienischen Baumeister nach Vorbild der dortigen normannischen Wachttürme erbaut worden, um hier eine Zufluchtsstätte für seine Hörigen in Erchingen zu besitzen. Am Turme selber findet sich weder eine Jahreszahl noch eine Inschrift, noch ein sonstiges Merkmal, aus dem man mit Sicherheit einen Schluß auf die Entstehung des Turmes ziehen könnte. Der Bau erhebt sich auf einem Molassefelsen, etwa 18 Meter über dem Flußbette der Murg, das ganze Gelände bis zu den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes beherrschend. Als der Thurgau noch Unterthanenland der Eidgenossen war, wurde das Schloß von den Landvögten bewohnt, welche Steuern und Abgaben einzuziehen und Recht zu sprechen hatten. Nachdem der Thurgau mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft (1798) selbständig geworden, ging das Schloß in den Besitz des Staates über. Heute ist es Privateigentum. Immergrüne Epheuranken bedecken zum Teil das schwarze Gemäuer, und wenn ihre Blätter des Abendwinds Gekose streift, dann ist es, als raunten sie sich die Liebesgeschichte der Kyburger Grafentochter zu: das alte Lied von der Liebe Leid.

Das „End' der Welt“ im Horbisthal bei Engelberg. Engelberg, seit 1898 durch eine elektrische Eisenbahn mit Stansstaad verbunden, liegt in lieblichem Wiesengrunde, abgeschlossen von der lärmenden Welt durch einen majestätischen Alpenkreis. Während Fäsi in seiner schweizerischen Staats- und Erdbeschreibung vom Jahre 1770 von Engelberg schreibt: „Was findet man da? Nichts als scheußliche Berge, zwischen denselben ein schönes Kloster, aber ein schlechtes Dorf;“ so hören wir hundert Jahre später Fleiner sagen: „Wer zum erstenmal den Fuß in diesen stillen Winkel des schweizerischen Hochgebirges setzt, der glaubt, das Wunderland der Poesie zu betreten.“ Wir geben ihm recht, denn zu der herrlichen Lage, der herzstärkenden Hochluft gesellen sich Spaziergänge voller Schönheit und Poesie. Zu den beliebtesten, leichtesten und schönsten gehört derjenige ans „Ende der Welt“. Hinter dem Kloster schwenken wir links in das weidenreiche Horbisthal ab, wandern bald im Waldschatten, bald durch weiche, duftende Matten, hie und da an sonnengebräunten Hütten vorbei, immer sanft aufwärts. Hinein in „der Berge dunkelschattige Wand“ führt der Fußpfad, bis uns die jähen Felsen mit ihren grauen Trümmerhalden zu Füßen Halt gebieten. Wir stehen am „End' der Welt“, in einem Felsenkessel, gebildet von den kühnen Rigidalstöcken und den himmelanstrebenden Häuptern des Weißstocks und des Gemsispiels. Mitten in dieser trauten Bergeinsamkeit, in welcher der Mensch den Frieden und die Ruhe seiner müdgehetzten Seele wiederfindet, steht eine schlichte Kapelle, in der die umherwohnenden Hirten den Segen auf Vieh und Alp erflehen. Auf dem Rückweg leuchtet uns der alte Titlis, über dessen weißen Scheitel die Abendsonne den Rosenhauch ewiger Jugend wirft.

Daniel Wirth-Sand. In der Person des am 3. Oktober in St. Gallen im Alter von 86 Jahren verstorbenen Präsidenten Wirth-Sand ist ein außerordentlich erfolg- und arbeitsreiches Leben erloschen, das noch bis in die jüngste Zeit Beweise von geistiger und physischer Frische ablegte. Es giebt keine Behörde und kein größeres Unternehmen in seiner Heimat, dem nicht der Verstorbene angehört hätte und durch sein reiches Wissen nützlich gewesen wäre. Daniel Wirth-Sand wurde am 7. Dezember 1815 als Sohn des Dekans zu Güttingen im Kanton Thurgau geboren. Nach Absolvierung der Vorschulen gedachte er sich der Jurisprudenz zu widmen, ließ sich aber schließlich von seiner

Mutter zur kaufmännischen Laufbahn bestimmen. Seine Wanderjahre führten ihn nach Livorno, Neapel und schließlich nach Smyrna, wo er sich auf längere Zeit niederließ. Ende der vierziger Jahre kehrte er nach St. Gallen zurück, das ihm schließlich zur Heimat wurde. Gleich nach seiner Rückkehr begann die Aera der Eisenbahnen und des damit verbundenen Umschwungs im Verkehrs- und Geschäftsleben, und Wirth-Sand war einer der ersten, die der Neuordnung der Dinge ein richtiges Verständnis entgegenbrachten. Als sich im Jahre 1856 die verschiedenen ostschweizerischen Eisenbahnen zu einer großen Gesellschaft, den Vereinigten Schweizerbahnen, verschmolzen, wurde Wirth-Sand an die Spitze berufen, und er hat ihnen als Präsident in guten und schlimmen Zeiten vorgestanden bis zu seinem Tode. In demselben Jahr erfolgte auch die Gründung einer großen Deutsch-schweizerischen Kreditbank, der Wirth-Sand gleichfalls als Leiter angehörte, und mit deren Hilfe er nicht nur die Vereinigten Schweizerbahnen, als über diese eine schwere Krisis hereinbrach, durch geschicktes Eingreifen wieder auf eine sichere Grundlage brachte, sondern auch den Kanton St. Gallen vor großem wirtschaftlichen Schaden bewahrte. Der in letzter Zeit von ihm oft geäußerte Wunsch, seine Thätigkeit durch Uebergabe der Bahn an die Eidgenossenschaft abschließen zu können, ist leider nicht mehr in Erfüllung gegangen, wenn er auch den Boden dazu vorbereitet hat. Es ist selbstverständlich, daß ein Mann, dem im wirtschaftlichen Getriebe eine so große Bedeutung zukam, auch im politischen Leben nicht unbeachtet blieb. Dem kantonalen, gesetzgebenden Körper gehörte er von 1853 bis 1900 ununterbrochen an; ebenso war er viele Jahre Mitglied des eidgenössischen Parlaments, bis ihn zunehmendes Alter und Vermehrung anderer Geschäfte zwangen, einen Teil seiner Bürde abzugeben.

In guter Kost. Der Förster Gotthold aus Gutenstein hat schon lange ein Auge auf die schmucke Pranner-Leni, des Bärenwirts einziges Töchterlein, geworfen. Aber auch die Leni sieht den lustigen Grünrock, der so schnurrige Jagdgeschichten zu erzählen weiß, nicht ungern. Vor einigen Tagen hatte der Förster großen Kummer, den er nicht bannen konnte. Seine treue Diana beschenkte ihn nämlich mit drei munteren Jungen, die er nicht unterzubringen wußte. Lenchen, die von der Sorge des Jägers erfuhr, schaffte Rat; sie erbot sich sofort, Mutter und Kinder in Kost und Quartier zu nehmen. Dem Jäger war damit ein doppelter Gefallen erwiesen; er hatte nicht nur seine Lieblinge gut versorgt, sondern es bot sich ihm auch ein geschickter Vorwand, so oft als möglich mit der schmucken Wirtstochter zusammen zu kommen. Heute ist wieder der Tag, wo Lenchen dem Forstmanne ihre Pfleglinge vorführt. Wie prächtig sie aussehen, und wie zufrieden die Mutter auf ihre Jungen blickt. Den Forstmann beschleichen ganz eigene Gedanken; bald blickt er fragend in die großen blauen Augen der Wirtstochter, bald auf die lustige Hundegesellschaft, die sich gar wonniglich ihres Lebens freut. Wer Tiere gut behandelt, der hat auch ein edles Herz, so denkt Gotthold, und da die Gelegenheit gerade günstig ist, so vertraute er der Herzallerliebsten an, was ihm schon lange sein Herz bedrückte. Lenchen muß nicht „Nein“ gesagt haben, denn ehe der Frühling ins Land zieht, kommt Förster Gotthold als Lenchens Ehegatte gleichfalls in „gute Kost.“ St.

Das Denkmal für H. Hoffmann.
Nach einer photograph. Aufnahme von H. Junior in Frankfurt a. M. (Mit Text.)

Ein Denkmal für Heinrich Hoffmann, den Verfasser des wohl in den meisten deutschen Familien heimischen Bilderbuches „Der Struwelpeter“, hat der Frankfurter Bildhauer Petry entworfen. Das Modell zeigt auf einem architektonisch gegliederten Postament die sprechend ähnliche Büste des 1894 in der Geburtsstadt Goethes verstorbenen Kinderfreundes. An der Vorderseite sieht man zwei auf den Stufen des Sockels sitzende Kinder. Der Knabe hält das aufgeschlagene Bilderbuch vor sich auf den Knieen und erklärt dessen Inhalt einem kleineren Mädchen, das sich ihm zur Seite schmiegt. Oben am Sims des Denkmals ist ein Schwalbenpaar im Neste zu sehen. Die Seitenflächen schmückt je ein Lorbeer- und Eichenkranz. Die Ausführung eines Hoffmann-Denkmals wird nunmehr wohl nicht lange auf sich warten lassen.



Ein Kennerwort. „Fräulein von S.' Verlobung ist zurückgegangen, wie traurig für die Arme!“ — „Ich bitte Sie, sie ist doch so schön, daß sie leicht ein Dutzend Männer bekommt.“ — „Ein Dutzend wohl, aber einen schwerlich.“

Verschnappt. „Du, glaub' mir's, der Bub wird mit jedem Tage Dir ähnlicher, er wird der ganze Papa werden.“ — „So? Was hat er denn wieder angestellt?“

Strafe für Weinfälscher vor zweihundert Jahren. Am 10. August 1706 wurde ein Küfer Hans Jakob Ehrni, weil er „die hoch verpönte Verfälschung mit den ziemlich schlechten 1702 und 1703er Weinen abermalen zu praktizieren sich unterstanden, wodurch etliche Personen an ihrem Leib merklichen Schaden und Buß erlitten, einige auch darumb verstorben seynd,“ von der herzoglichen Regierung zu Stuttgart zum Tode verurteilt und ihm „zu wohlverdienter Straf in der allhiesigen Residenzien der Kopf abgeschlagen.“ Die von ihm geschriebenen Bücher über Weinschmiererei wurden vom Henker öffentlich verbrannt und seine Weine ließ man auslaufen. Stj.

Eine telephonisch-musikalische Ueberraschung. Der berühmte Violoncellist Wheatstone hatte die Entdeckung gemacht, daß die verschiedenen Töne musikalischer Instrumente auf bedeutende Entfernungen hin, mittelst massiver, unter sich verbundener Stäbe fortgepflanzt werden können. Es war nur nötig, den letzten Stab so nahe an das gespielte Instrument zu bringen, daß er die Tonschwingungen aufnehmen konnte, ohne es zu berühren. Nun traf es sich, daß gerade zu jener Zeit einmal ein namhafter auswärtiger Cellist an Wheatstone einen Empfehlungsbrief abzugeben hatte und bei dessen Abwesenheit gebeten wurde, am folgenden Tage zu einer bestimmten Stunde wieder vorzusprechen. Wheatstone war zu Hause, um ihn zu empfangen, und um seinem Besuche eine Ueberraschung zu bereiten und zu amüsieren, hing er im Vorhaus ein Violoncell an die Wand, so, daß hinter demselben sich ein Stab befand, der es mit einem anderen, im Zimmer befindlichen verband. Auf letzterem wurde, als der Fremde in das Vorhaus eintrat, gespielt und das Violoncell an der Wand tönte getreulich mit. Dies versetzte den Fremden so in Schrecken, daß er eiligst davonlief und dies Haus nicht wieder betreten wollte. K.



Winterarbeiten am Bienenstock. Bei Arbeiten im Winter am Bienenstock kann man mit heißen Backsteinen die Bauten erwärmen. Es muß aber mit Verstand gearbeitet werden. Man muß z. B. darauf achten, daß man die Bienen nicht etwa aus dem Wintersitz ans Fenster lockt, denn sie rücken der Wärme nach.

Anisstengel. Drei ganze Eier werden mit 240 Gramm Zucker recht gut abgerührt, 1 Kaffeelöffel feingewiegte Citronenschale, ebensoviel Anis, 1 Eßlöffel feingeschnittene kandierte Pomeranzenschale und 280 Gramm feines Mehl daruntergemengt, und dies auf dem Backbrett mit Zucker und Mehl zu fingerdicken und fingerlangen Stückchen mit der Hand ausgewargelt, welche man in der Mitte mit dem Kochlöffelstiel der Länge nach etwas eindrückt, dann auf ein butterbestrichenes Backblech setzt, mit verklopftem Ei bestreicht und in gutem Ofen gelb bäckt.

Nußplätzchen. 500 Gramm feingestoßener Zucker wird mit 3 Eiern eine Stunde lang gerührt und 500 Gramm feingestampfte Nußkerne darunter gegeben, nebst etwas Citronat. Nun setzt man kleine Häufchen auf Oblaten und bäckt diese auf einem Blech bei mäßiger Hitze.

Wann soll das Bauholz gefällt werden? Um die richtige Fällzeit nach der Widerstandsfähigkeit des Holzes festzustellen, wurden in einem Walde vier Kiefern von gleichem Alter, welche gleichmäßig gesund und unter denselben Bedingungen auf demselben Boden gewachsen waren, zu ungleicher Zeit gefällt; nämlich die eine Ende Dezember, die zweite Ende Januar, die dritte Ende Februar und die vierte Ende März. Die vier Stämme wurden auf gleiche Weise zerschnitten und daraus Blocke von gleicher Länge und Dicke hergestellt, die man unter völlig gleichen Verhältnissen trocknete. Bei Bestimmung des Widerstandes, den diese Klötze, an beiden Enden gestützt und in der Mitte belastet, der Beugung entgegen zu setzen vermochten, ergab sich, wenn man den höchsten Widerstand mit 100 bezeichnet, folgendes Verhältnis: Ende Dezember gefällt 100, Ende Januar gefällt 88, Ende Februar gefällt 80 und Ende März gefällt 62.

Zweisilbige Charade.

Die erste Silb' ist ein Begriff,
Noch niemand hat das Ding gesehen;
Doch trägt es unseres Lebens Schiff,
Und hieß, was war und ist, entstehen.

Der zweiten Silbe Zauberkraft
Kann, was unmöglich scheint, gelingen;
Wer Großes wirkt und Kühnes schafft,
Wird's sicher nur durch sie vollbringen.

Das Ganze waltet unsichtbar,
Lenkt vor- und rückwärts oft die Schritte,
Läßt Glück erwarten und Gefahr,
Und ändert schnell Gebrauch und Sitte.

Nur selten hat es Rast und Ruh',
Sein Wesen treibt's an allen Orten,
Manch Dunkelmann rief oft uns zu:
Es sei wohl plötzlich toll geworden.

Karl Staubach.

Silbenrätsel.

ber, bert, bi, chel, dom, e, e, heim, her, las, le, li, li, mann, ot, pel, ra, se, see, so, tem, ti, u,

Aus vorstehenden 23 Silben sollen 10 Wörter gebildet werden, welche bezeichnen: 1) Ein geistiges Wesen. 2) Ein Gotteshaus. 3) Einen biblischen Frauennamen. 4) Einen weiblichen Vornamen. 5) Einen männlichen Vornamen. 6) Einen Nager. 7) Eine Wurfschlinge. 8) Eine Insel an der Odermündung. 9) Eine Stadt in Baden. 10) Eine alttestamentliche Person. — Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten eine beliebte Zierpflanze, die Endbuchstaben von unten nach oben deren Bezeichnung mit einem fremden Worte. Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Lech, Elch. — Des Arithmogriphs: **B**ulgarien, **U**ngarn, **L**auban, **G**abriel, **A**uber, **R**egen, **I**burg, **E**rlangen, **N**iagara. — Der Charade: Wort, Wechsel, Wortwechsel.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.